

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 11

Mittwoch, den 14. Januar

1920

Guvvor.

Roman von Elisabeth Kupferkerna-Wenkert.

15 Fortsetzung.

„Du sagst nichts, Guvvor, mußt du erst so lange überlegen, bis du meinen Wunsch mit ja beantwortest?“

„Ich weiß nicht einmal, ob ich mit einem ja antworte, Alf! Siehst du, ich habe auch meinen Stolz, und ich möchte mich selbst durchbringen. Du sagst, es ändere nichts an der Sache, wenn wir getraut seien, ich sei jetzt schon ebenso dein wie vorher, und allerdings bin ich das, aber laß mich nicht so dahin frei und ohne materiellen Belegungen zu dir sein. Wenn du meinen Mantel für häßlich hältst, dann — dann — kannst du mir ja einen andern schenken. Das ist schon ein großes Zugeständnis!“ Sie verbergte ihr Gesicht an seiner Brust. „Ach, verstand er denn nicht, wie sehr er sie quälte und demütigte, wenn er sich jetzt schon in ihre privaten Verhältnisse drängen und sie ungetraut wollte? Ach, jetzt nur eine Minute Zeit, ehe sie wieder an die praktische Seite des Lebens denken mußte!“

„Wiß dagegen war mitten drin im Plänenmachen, und mit der Fähigkeit seiner Natur hielt er seine Gedanken darauf gerichtet. Außerdem war ihm Guvvors Liebes Ziel im Augenblick zu heilig, zu verlockend. Er wollte zuerst sehen, ob ihn die Verbindung befriedigte, er er sich an den gebeten Tisch des Klubs setzte. Er wurde ungeduldig, weil Guvvor das nicht sofort begriff, die Zeit war zu kostbar, um sie mit Kleinigkeiten zu verwirbeln. Die vollkommene Richtigkeit, die das Leben in Amerika verlangte, hielt ihn noch gefangen, und er hätte fast eine Art Scheu davor, sich weichen Stimmungen hinzugeben. Dazu war später noch Zeit genug.“

„Du könntest eine Stellung bei meiner Mutter wohnen, das würde dir gut tun,“ sagte er.

„Alf, bist du daraus aus, mich — los zu werden? Du brauchst ja nicht öfter mit mir zusammenzutreffen, als du selbst willst.“

„Rein, natürlich nicht. Aber wenn ich dich an demselben Orte mit mir weiß, dann —“

„Dann kannst du es nicht lassen?“ fragte sie mit glänzendem Blick.

„Wahrscheinlich nicht. Und im übrigen paßt es sich nicht für dich, Mädchen zu sein.“

„Das bin ich nicht, ich bin Ratgeberin im Geschäft.“

„Das hast du noch nie gesagt, und ich bin es nun schon seit drei Jahren.“

„Ich will nicht, daß meine Braut —“ Er verstummte jäb. Guvvor sah ihn mit großen verunreinigten Augen an, und ein Schick ging ihr dabei durchs Herz. Urteile er wirklich alle allein? Nicht, auch in seinen Äußern nicht das Blut angeborenen Menschenadels, es war denn nichts wirklich Echtes, nichts, was die Probe bestand? Da war es ihr, als flüßte ihre eine Stimme den Namen Georg Krenner zu. Kein Gedanke, kein Wunsch, jetzt an ihn zu denken, hatte diese Stimme in ihrem Herzen erweckt, und sie verstand durchaus nicht, warum sie noch einmal „Georg Krenner“ hörte.

„Berzähle mir, Guvvor, ich drücke mich vielleicht verkehrt aus; aber du müßtst doch wissen, daß ich es so gut mit dir meine, wie es nur ein Mensch mit dem andern meinen kann.“

„Sie nicht.“

„Sich nach, Guvvor!“ Er legte ihr die Hände auf die Schultern.

„Gut, Alf, es sei wie du willst. Aber bist du auch sicher, daß Tante Maja mich aufnehmen kann?“

„Ich glaube wohl. Wie glücklich machst du mich, Guvvor!“

„Doch nun machst du dich demüßig, und bewegst in heiligen Feinden Luft, und sie verbergst ihr nassem Gesicht im Munde. Ach, das war der Tag, dem sie entgegengekauft hatte wie das Kind dem Weihnachtsabend! Ach, als die Tür endlich aufging, war kein Baum angeschändelt! Das Zimmer war

gerade so weit erhellt, daß das Kind die nützlichen Geschenke sehen konnte, die für es bestimmt waren. Und das Kind im Guvvor meinte.

„Aber liebste Guvvor, was ist dir denn?“

„Was mir ist? Finster ist es um mich, nur gerade hell genug, um das sehen zu können, wovor ich am liebsten die Augen schließen möchte.“

„Alf lieber über diese Worte. Sie hatte gesagt, sie finde ihn verändert; aber wie verändert ist sie selbst war, wußte sie wohl nicht. Mit einem Gefühl der Enttäuschung fand er, daß das junge unerfahrene Mädchen, das er damals verlassen und das er mittlerweile genau so wiederzusehen gegofft hatte, während der drei Jahre seiner Abwesenheit eine ernste Bebrüht durchgemacht hatte, durch die ihr Charakter zur Selbständige weit entwickelt worden war. Alf hatte das Weidenartige, Weiße, Elegante an ihr geliebt, und sie hatte in derselben Weiße Macht über ihn gehabt, wie ein verwohntes Kind manchmal Macht über ein Ermahnendes hat. Jetzt schien sie kein Kamerad sein zu wollen, nicht nur im Spiel, sondern auch im Ernst. Er liebte sie und würde sie immer lieben, aber er konnte nicht dafür, daß er ein anderer geworden war, der seine wortreichen Liebeserklärungen mehr machen konnte.“

„Du schmeichelt mich nicht zu verstehen,“ sagte er beinahe streng. „Aber auch du hast nicht mehr dieselben Ansichten.“

„Rein, allerdings nicht.“

„Aber du müßtst doch wenigstens einsehen, daß ich es gut mit dir meine.“

„Ja, Alf, ich danke dir.“

„Er lächelte ihre tränenreichen Augen und ihre heißen Wangen und sagte dann: „So, ist es nun gut?“

„Ja!“

„Sieh auf, dann gehen wir jetzt ins Restaurant und essen zu Mittag. Warte, ich will dich ein wenig abkühlen.“

„Danke.“

„Du, heute trinken wir Champagner! Die Zukunft soll leben!“

„Sie folgte ihm schweigend, und ehe sie sich am Abend trennten, war folgender Plan gefaßt worden: Guvvor sollte ihre Stelle kündigen und sich in Berlin in Pension geben.“

Alf und Guvvor waren in der nächsten Zeit recht oft, ja fast täglich zusammen, aber es war nicht wie einst. Alf's Wesen war nicht mehr so leise und zurückhaltend wie früher, er hatte sich im Gegenteil einen gewissen Jargon angeeignet, der ihm ein gewöhnliches Gespräch gab, und Guvvor schämte sich oft für ihn, wenn er in Gegenwart ihrer Verwandten einen gewissen überlegenen Ton annahm. Seit die Verlobung veröffentlicht war und sich das Gerücht verbreitet hatte, Ingenieur Malinberg habe in Amerika Merherts Bild gehabt, wurden er und Guvvor mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Die junge Frau von Harvia, Guvvors Schwägerin, war eitel Verbindlichkeit, und die Baronin war extra nach Stockholm gereist, um ihre „lieben Kinder“ zu umarmen. Alf lud beide höchst gaffret zu Abend und zu Mittag ein; er war indes als Vater nicht besonders angenehm, denn man merkte zu deutlich, wie wenig Vergnügen er selbst dabei hatte.

Er sah müde und abgezehrt aus, denn er verjüamte keine Arbeit, wenn er sich auch noch so hoch die Weltlichkeit hingab. Am 2. November sollte er seine Stelle als Direktor antreten. In sein dahin wollte er noch viel sehen und viel tun, seinen Bekanntenkreis erweitern und sich Popularität erwerben.

„Schätzst du wirklich Popularität so sehr hoch ein?“ fragte Guvvor einmal.

„Nein, an und für sich hat sie keinen Wert, aber sie ist ein guter Anhängelich.“

„Ich meine, du siehst zu gut für eine solche aufgesteckte Geschäftsmarte.“

„Aber bei uns gilt die Person nichts, wenn der Mod keinen eleganten Schritt hat, das weißt du wohl. Man wird geliebt zuerst nach seinem Geld, dann nach seinen Kleidern, und erst zuletzt kommt der Mensch.“

beringelte Tafeln, die indessen, mit unzähligen anderen zusammengefaßt, sämtlich in der gleichen Richtung deuten: auf das Gerentum der Weißen Rasse; Im Kriege waren es tafelfähig die beiden blonden Hauptgruppen, Nordamerikaner und Ungelassen, die um die Welterschöpfung gekämpft haben: Die blonde Rasse siegte sich einst ihre Wohnstätten in den kalten, weniger begüterten nordwestlichen Teilen von Europa, wo die Bevölkerung nicht chemisch aktiven Strahlen der Sonne unbedingt notwendig ist. Diese negative Eigenschaft ist von großem Vorteil für die Blondes, denn sie trägt dazu bei, auch bei recht scharfer Kälte die Körperwärme so viel wie möglich zu bewahren. Jede Hausfrau weiß — man entschuldige den Vergleich — daß eine blankgeschuete Kaffeetasse die Wärme besser als eine ruhige hält. Die blonde Rasse ist also darauf eingestellt, unter harten klimatischen Verhältnissen zu leben. Sie ist daher auch imstande, größere Energie zu entwickeln. Kurz gesagt, sie ist die herrschende Rasse der Welt. Und wie langsam sich doch der blonde Typus dem fühligen Klima anpassen mag, so kann man doch diese Klimatisierung oft beobachten. In einem verhältnismäßig so kurzen Zeitraum, wie er durch eine Folge von drei bis vier Generationen dargestellt wird, hat die Bevölkerung der fühligen Vereinigten Staaten eine beträchtlich dunklere Hautfarbe erhalten als die der nördlichen Staaten, und nichts zeugt besser von Einfluß des Klimas als gerade die Veränderung der Hautfarbe je nach dem Breitengrad. Es fehlt daher außer allem Zweifel daß der ganzblonde Typ allmählich in den Vereinigten Staaten aussterben wird. Auch in den großen englischen Kolonien, Australien und Neuseeland, hat sich allmählich ein ganz neuer Volkstypus herausgebildet.

Koffin's Bierkaffee. Jene Frau, die das Hauswesen des Schöpfers des „Barbiers von Sevilla“ geleitet und den Meister bis zu seinem Tode betreut hat, soll in wenigen Tagen auf einer französischen Bühne eine künstlerische Veranstaltung finden, und zwar im Rahmen eines Lustspiels, das der Schriftsteller französisch für das Wiener Gastspiel Sarah Bernhardt geschrieben hat. Koffin's Bierkaffee, die den Namen Juliette Barbierin führt, lebt übrigens noch und wohl; nicht weit von dem kleinen Sandhaus Koffin's in Kaffee bei Paris. In vielstündiger Weise hat die Dame das kleine Zimmer, das sie hier innehat, zu einem Museum voll von Erinnerungen an den Meister umgewandelt. Man sieht dort beispielsweise eine vergilbte Photographie, die Koffin zusammen mit Meyerbeer und Kuber darstellt, ferner eine Regulaturnote aus Koffin's Brief und einen kleinen Tisch, auf dem der Meister die seiner Kompositionen niedergeschrieben hat. „Die Melodie kam ihm so unbewußt, wie unschreiben ein Mädchen auf den Lippen tritt,“ erzählte die alte Dame kürzlich einem Besucher, der sie aufgesucht hatte. Im Widerspruch zu anderen Berichten, die Koffin's so geliebt hatten, daß dieser zu seinen Bekannten Sonnabendmessen nicht weiter als den Kaffee, und obendrein noch sehr schlechten Kaffee beigeleitet habe, behauptet die ehemalige Bierkaffee, daß bei diesen Gelegenheiten die prächtigen Maccaroni, die Koffin stets mit eigener Hand zubereitet hätte, den Mittelpunkt der Tafel und das Entzücken aller Gäste gebildet hätten, und daß der Meister auf dieses Werk seiner Hände großen Wert setze als auf so manches Produkt seines musikalischen Genies.

Der Sultan, der Thron und Harim erbt. Einem gewissen Robert Mac Ven, der als Sergeant der amerikanischen Armee den Krieg mitgemacht hat, ist loeben als unvorhofftes Weibnachsgeheft ein Thron und daneben noch ein Harim von 40 Schönen zuteil geworden. Der Mann war vor sechs Jahren nach den Philippinen kommandiert worden und hatte sich dort das Wohlwollen des Sultans Abdul Rasba Mid, der auf der kleinen Insel lange eine autokratische Herrschaft ausübte, in solchem Grade zu erringen gewußt, daß ihn der farbige Herrscher in aller Rechtsform an Rindeshaft angenommen hatte. Der nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrte Sergeant hatte dieses Abenteuer längst vergessen, als er dieser Tage eine gerichtliche Zustellung erhielt, durch die ihm die Mitteilung wurde, daß der Sultan vor vier Wochen gestorben wäre, und ihm, dem Soldaten, aus Grund der Woption nunmehr der Thron zufalle. Den einzigen Schatten auf das unerwartete Glück wirft, daß der neue Sultan gleichzeitig auch die vierzig Frauen seines Vorgängers erbt, das ist für den amerikanischen Sergeanten umso peinlicher, als er seit kurzem glücklicher Gatte einer Polin ist, die während des Krieges

nach Amerika emigrierte. Gleichwohl wird der Thronerbe demnächst in Begleitung seiner Gattin die Reise nach dem ihm im Schicksal zugefallenen Reich antreten. Seine Gattin fürchtet im übrigen die Konkurrenz, die sie dort erwartet, durchaus nicht. „Mein Mann“, erklärte sie lächelnd dem sie ansfragenden Journalisten, „ist fest entschlossen, die Favoritinnen, die ihm als Erbschaft zugefallen sind, unter die Sultane der Nachbarschaft zu verteilen.“ ml.

Literatur.

Im A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Wn in Bonn) erschien loeben: Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919. Ein systematischer Ueberblick von Dr. Fritz Stier-Somlo, ord. Professor d. öffentlichen Rechts u. d. Politik a. d. Universität Köln. Der Inhalt des vortrefflichen Buches ist folgender: Vorwort. I. Teil. Die geschichtliche Entwicklung der neuen Reichsverfassung. 1. Die Zeit vom Herbst 1918 bis zur Einberufung der Nationalversammlung. 2. Der Zusammentritt der Verfassungsgebenden Nationalversammlung. 3. Die amtliden Reichsverfassungsentwürfe und der Gang der Beratungen. 4. Das Uebergangsgesetz vom 4. März 1919. Legalisierung des vor- und nachrevolutionären Rechts. — II. Teil. Das Recht der Verfassungsurkunde. 1. Die Rechtsquellen des Verfassungsrechts und die Verfassungsurkunde. 2. Die rechtliche Natur des Deutschen Reichs. 3. Unitarismus, Föderalismus, Partikularismus, Zentralisation und Dezentralisation. 4. Das geltende Verfassungsrecht über das Verhältnis des Reichs zu den Ländern. 5. Die natürlichen Grundlagen des Reichs (Gebiet und Staatsangehörige). 6. Die Organisation des Reichs. 7. Staatsfunktionen. — Schluß.

Warum sind die Verfassungen braun oder grün? Das Bierkaffee ist aus dem Grunde gefärbt, weil das Licht den Geschmack und den Geruch des Bieres verändert. Man kann die Durchsichtigkeit des Glases für geschmackverändernde Lichtstrahlen nach einem Wind der angedachten Experimentierede der Stuttgarter Monatschrift „Wissen und Rauen“ in folgender Weise prüfen: Man löst 1 Gramm Ferrioxalium, 1,2 Gramm Zitronensaures Eisenoxalium in 2 Gramm Oxalsäure in 1 Liter Wasser, fällt die Flüssigkeit mit dieser Lösung und läßt sie drei Stunden im Sonnenlicht stehen. Ist das Glas durchsichtig für die betreffenden Strahlen, so färbt sich die Flüssigkeit blau, was wir durch Umlegen des Glases in helles Licht feststellen können. Ist die Flüssigkeit gelb geblieben, so ist das Glas undurchsichtig. los.

Zarahustra oder Christus? Eine Frage in der Gewehrstunde. Von Maximilian Hartwig. Kl.-B. 1919. Wien — Berlin, Wila. Wiener Literarische Anstalt.

Reiche verarbeiteten, Throne gesplitterten, Begriffe von Treue und Recht, Heidentum, Menschwürde und Menschenliebe sanken in den Staub, und verwirbelt ringt die entgötterte Menschheit die Hände, hilflos suchend nach der Hilfe nach dem Keilen im brandenden Ozean, wo die müden, irreführenden Ränder der Erde ihre Zuflucht finden können. Ein einziges Wort voll selbster, hoffnungsreicher Zauberkraft, das Wort, das vom Anfang war und die Welt, die es erschuf, überdauern muß — Liebz —, kann die Feuerfäule sein, die aus der Nacht des Todes hinausführt zum neuen Leben. Dies ist der Gedanke von „Zarahustra oder Christus?“

Ueber die Einfuhr von Hils- und Gewürzpflanzen nach Deutschland findet sich eine wertvolle Zusammenstellung im Januarheft der Zeitschrift „Hilfs- und Gewürzpflanzen“ (Organ der Deutschen Hilfs-Gesellschaft in München, Verlag von J. F. Lehmann, München, halbjährlich 6 Hefte. Die Angaben beziehen sich auf die Verhältnisse des Jahres 1914 bis zum Kriege; sie sind besonders darum interessant, weil sie zeigen, welche Mengen von derartigen Erzeugnissen wir früher vom Auslande bezogen haben, obwohl bei einer großen Anzahl von Pflanzen die Möglichkeit besteht, sie im eigenen Lande zu ziehen.

Zu beziehen durch die **Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., G. Ullrichstr. 43 Fernruf 4025.



„Du hast die Feilheit recht in Besetzung auf die große Weh-
gabel, aber der einzelne kann immer eine Ausnahme machen.
Und gerade du Hannech auch vorwärts kommen, ohne einer
Gesellschaftsrolle so viel Wert beizulegen.“
„Das verzeihst du nicht, Guntvor, sprechen wir also nicht
mehr davon! In der Zeit unseres Zusammenlebens will ich
Ruhe und Frieden haben.“
„Meinst du denn, ich hätte sie, wenn ich sehe, wie du das
Beste in dir verbrauchst?“
„Na, na! Ich nicht auf Steigen, Kind!“
„Aber du darfst mich nicht so zurückweilen. Ich kann es
nicht ertragen, nur als Puppe behandelt zu werden! Ich
hätte nie geglaubt, daß du einer Frau so etwas bieten
würdest.“
„Er ermiedelt es, ihr Klar zu antworten; aber von diesem
Tag an wurde sein Benehmen Guntvor gegenüber merkwürdig
nichthellig. In Gegenwart anderer war er immer
höflich gegen sie, aber sobald sie allein waren, zeigte er sich
unanhörbar, oder er legte eine erzwungene Frömmlichkeit an
den Tag.“
„Se näher der Tag heranrückte, der für Guntvors Abreise
bestimmt war, desto mühsamer und verwickelter fühlte sie
sich. Obgleich sie gebeten, doch wenigstens eine Woche
auf ihr Gut zu ihnen zu kommen, ehe sie zu ihrer Schwieger-
mutter reife, und Guntvor hatte eingewilligt.
„Das äußere Bild und die von allen Seiten auf sie ein-
strebende Freundlichkeit wirkten auf ihren angegriffenen
Gemütszustand, wie wenn sie einer Theatervorstellung bei
hellem Tageslicht angehöret hätte, sie hatte wohl den Staub
und die grob gemalten Kulissen, die Paravandlungen und die
Kürtenmäntel, fast das ganze Material gesehen, das den
Faszinieren die Wirklichkeit vortäuschen sollte, aber die Be-
leuchtung hatte gefehlt.“

Solche und ähnliche Gedanken plagten sie wie ein beständig
stehendes Jähwunder, nicht einmal im Schlaf fand sie Ruhe,
denn ihr schlafende Träume verfolgten sie, und manchmal, wenn
sie sich aus dem Schlaf aufhub, hörte sie sich noch rufen:
„Ich halte es nicht mehr aus!“ Und doch war es ihr, als habe
sie sich noch nie so lieb gehabt wie jetzt, wo er ihr eigentlich
gar nicht gefehlte.
Am Tag vor ihrer Abreise wollte Alf noch eine Gesellschaft
geben; aber sie hat ihn inständig, davon abzuweichen. „Ich
bin über allein mit dir,“ sagte sie.
„Alf war eine Woche in Vorland gewesen, und während
dieser Zeit hatte Guntvor so heimlich nach ihm gehat, wie
wenn sie sich nie mehr sehen würden. Einen Tag um den
andern hatte sie ihre Absichten, aus einem Monat
waren zwei geworden, jetzt war es schon Anfang Oktober.
Ihr selbst unbenutzt wartete und hoffte sie, sie werde zu
größerer Klarheit kommen, und während sie ohne Ein-
wendungen Alf von seinen großen Plänen reden hörte, spürte
sie nach einem Schimmer von dem, wonach sie sich sehnte.
Sie lächelte innerlich vor Angst und Sorge, wie dies alles
enden würde, aber sie war es müde geworden, zu fragen.
Ganz still lagerte sie an seinem Arm dahin mit unnatürlich
großen fixen Augen, denn sie konnte fast die Tränen nicht
mehr zurückhalten.“

„Alf gab nach; statt der großen Gesellschaft sollte sie mit
ihm in Ulristal essen. Er war vergnügt und freundlich,
redete von seinen Angelegenheiten und von allem, was er
von der Fabrik erhoffte.“
„Diese ist mein Werk, und ich kann stolz darauf sein,“
sagte er, indem er sein Glas aushub. „Wenn mir das nächste
Mal miteinander antöhen, Guntvor, dann gilt es dem bes-
testen Tragen.“
„Weißt du noch, was du mir einmal von dem indischen
Gott Zingernaut erzählt hast, Alf?“ fragte Guntvor. „Hast
du seine Angst, die Wunden vielleicht kostbare Scherben
unter beinern Kelchbechern liegen?“
„Nein,“ verzeigte er lachend. „Und im übrigen wäre der recht
dumm, der nachsehen würde, was unter den Wunden liegt,
so lange die Fahrt selbst nicht aufgehalten wird.“
Guntvor erwiderte nichts auf diesen Ausdruck, aber als
sie am nächsten Tag im Zuge saß, klangen ihr diese Worte
wie ungläubigermaßen widersinnig und unaufrichtig im Ohr,
und während der Woche, die sie bei den Schigen zubradete,
wo sie sich fremder fühlte als je, ließen ihr Alfs Worte aus
seinem Munde. Sie hörte sie beständig, und unter ihrem Ein-
fluß kam sie zu einem festen Entschluß, denn sie fühlte jetzt
mit zitternder Gewißheit, daß sie nun für zwei stark sein
müsse. Als vielleicht, vielleicht, wenn er vor die endgültige
Entscheidung gestellt wurde, dann wachte er aus seiner Ver-
blendung auf. Und so beschloß sie, nach Stodholm zurück-
zufahren. Als ihre Verwandten dies hörten, hielten sie sofort

einen kleinen Scherz bei der Hand, und sie sagten, sie könne
natürlich die Trennung von dem Bräutigam nicht aus-
halten. —
„Nein, das ist sehr schwer,“ verzeigte Guntvor ernst und
drückte dabei unwillkürlich die Hand auf ihr wulstiges
Herz.
(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Hermann Lingg.

Zur 100. Weibtag für seinen Geburtstag am 22. Januar.
Der schwäbische, in Bayern bodenständig gewordene Dichter,
dessen Geburtstag sich am 22. Januar zum hundertsten Male
jährt, gehört jenem Münchener Dichterkreis an, dessen Mit-
glieder die große Vergangenheit Deutschlands das Feuer war,
an dem sich mit Vorliebe die Fadel ihrer lyrischen Begeisterung
entzündete. Diese Neigung, sich in die dunklen Zeiten ver-
gangener Jahrhunderte zu flüchten, charakterisiert auch Linggs
dichterisches Schaffen in erster Linie, ohne daß jedoch der epi-
gonische Zug, den die Dichtungen der Münchener Genossen
nirgends verleugnen können, in seiner Dichterschöpfungs-
weise besonders stark hervortritt. Das Streben, durch das Aufsuchen
eindrucksvoller Einzelbilder aus der Vergangenheit das deutsche
Geistesleben nach seinem nationalen Inhalt zu bereichern und
diesem Inhalt zu plastischen Sinnbildern zu gestalten, bleibt
bei Lingg niemals im leeren Formalismus ausschweifender
Decorationsmalerei stehen, die dieser Richtung nach so leicht
eigentümlich ist. Vielmehr gelangt es Lingg in den
meisten Fällen, den spröden Stoff in lyrische Stimmungen
aufzulösen, zumal er in hohem Maß die Kunst beherrscht,
diese rein und fein abgetönten Stimmungen in einen voll-
ständigen Ton ausklingen zu lassen, der von Herzen kommt
und zu Herzen geht. Diese glückliche Mischung von historisch
patriotischer und Volksliebe gemahnenden Klangfarben,
die beispielsweise in Linggs berühmtem Gedicht „Der schwarze
Tod“ der so hervorragend künstlerischen Wertschätzung zu
Empfehlung der Gegenwart zu historischer Anschauung
zu erweitern, macht Lingg zum glänzenden Vertreter der rüh-
mlichst bewährten historischen Lyrik, die er selbst erst begründet
und auch gleich zur vorbildlichen Höhe emporgehoben hat.

Gerade vor 70 Jahren, 1850, erschien die erste Sammlung
der „Gedichte“ Linggs mit einer Einführung von Emanuel
Geibel, dem größten Oberhaupt der alten Münchener Lieder-
runde, der damit dem deutschen Publikum einen Dichter vor-
stellte, der im wahren Sinne des Wortes sein lebendes Grab
in Apoll war. Die Veranlassung zu dieser Gedicht- und Empfindungs-
welt selber ist nicht zu verkennen, nur ist der Ton der
Linggischen Lyrik mehr auf das Herbe und härter die Lyrische
gestimmt, ein Ton, der sich vor allem in den balladischen,
der Gedichte entnommenen Dichtungen zu erkennen kommt
und in den Liedern weniger hervortritt. Am reinsten und vollendeten kommt
aber die herkömmliche Lyrik, die Linggs poetische Eigenart aus-
macht, in seinen historischen Miniaturen und in den knapp-
gehaltenen lyrischen Augenblicksbildern zur Geltung, die fast aus-
nahmslos zugleich große Jagheit im Ausdruck und scharf um-
rissene Anschaulichkeit der Darstellung offenbaren. In den
großen epischen Formen verfährt sich dagegen die Herbe
des Ausdrucks nur zu leicht zu abweisender Schroffheit, und
die Sprödigkeit der Sprache erstarrt in dem Grade zu schwer-
fälliger Unbeholfenheit, in dem sich das geschäftliche Geistes-
feld des Dichters erweitert. Linggs hatte wohl die Begabung
des Epikers, nicht aber die epische Gestaltungsart, die sich
befähigt hätte, die archaischen Einheiten des Baus über-
sichtlich zu gliedern und das Ganze in strenger Führung zu
sammeln zu lassen. Diese Unzulänglichkeit ließ ihn auch an der
Aufgabe scheitern, das gemaltige Ereignis der Völkervereinigung
in jenem, für uns riefenhaft bezeichnenden gleichnamigen
historischen Epos poetisch meistern zu wollen, das dem Um-
fange nach sein Hauptwerk darstellt. So gen man auch das
hier offenkundige große Wollen anerkennt, so bleibt von dem
Ganzen doch nur der Eindruck leerer, kalter Stangen und einer
sich träge in wüster Breite dahinwälzenden Versität, aus der
sich hier und da eine poetische Episode als schönere Insel aus
den Gewässern stofflicher Nüchternheit emporragt. Wehnlich
wie um den Epiker sieht es um den Dramatiker Lingg. Auch
seiner Dramen, die auf die dunkle Vorzeit zurückgehen, fehlt
die innere Konzentration und die Festigkeit einer formidabel

gestaltenden Hand. Es handelt sich durchaus um dramatische
Grundfehler, über die ein paar gut herausgearbeitete Szenen
nicht hinwegtäuschen vermögen.
Lingg's Dichtungen liegen in acht verschiedenen Sammlungen
vor, in denen sich neben ephemerem Gold auch viel taubes Geftein
findet. Aus diesen verschiedenen Sammlungen hat Paul
Hesse mit liebevoller Hand das Beste ausgewählt und
in einem Bande vereinigt, der somit alles enthält, was von
dem lyrischen Lebenswerk Linggs lebendig bleibt und bewahren
ist, die Zeiten zu überdauern. Hermann Lingg wurde am
22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee geboren, studierte
in München, Freiburg und Berlin Medizin und trat im Jahre
1846 als Militärarzt in den bayerischen Heeresdienst. 1849
durch eine schwere Rheumkrankheit gezwungen, seinen Abschied
aus dem Militärdienst zu nehmen, lebte er in dätischer Ein-
samkeit, bis sich im Jahre 1852 der kurz vorher nach München
übergesiedelte Geibel, den ein gemeinsamer Bekannter auf
Lingg's Dichtungen aufmerksam gemacht hatte, sich des Unbe-
kannens annahm, seine Gedichte sammelte und ihm gleich-
zeitig die dem König von Bayern ein Jahresgehalt erwirkte,
das Lingg der materiellen Not des Lebens entband und ihm ge-
staltete, sich aus schließlich seinen geschäftlichen und poetischen
Süben zu widmen. In fullen Zurückgezogenheit immer
noch unermüdblich schaffend, ist Lingg am 18. Juni 1905 in
München gestorben.

Unbewusste Arbeitsleistung im Schlaf.

Vor einer Anzahl von Jahren überraschte ein junger
Italiener, namens Cosulich sein Band mit einer Reihe ausge-
zeichneter Gedichte, die er nach seiner Angabe im Schlaf
verfaßt hätte. Diese Behauptung rief starken Zweifel her-
vor, und man ging sogar so weit, zu behaupten, der Dichter
hätte nur mit einem Auge geschlafen haben, da es ja voll-
kommen unmöglich sei, daß ein Mensch eine wichtige Arbeit
im Schlaf verrichten könnte. Es ist noch eine ungelöste
Frage, wie das Gelingen in solchen Fällen tatsächlich seiner
Dienst tut, aber man hat genug Beispiele davon, daß manche
Personen im Schlaf literarische Werte aufzu den gebracht
haben, selbst wenn sie diese nicht niedergeschrieben haben.
Der englische Dichter Keatsen verfiel oft, daß seine
schönsten Gedichte ihm zugefallen seien, während er schlief,
oder unglücklicherweise verschwanden die Gedanken, die ihm
im Schlaf gekommen waren, sobald er erwachte. Von all
seinen gedruckten Gedichten waren es nur vier, an die er sich
nach dem Erwachen noch so gut erinnern konnte, daß er
sie am nächsten Tage aufschrieb. Eine ähnliche Geschichte,
die noch ungläublicher klingt, erzählt man von einem be-
kannnten englischen Schriftsteller. Eines Vormittags erhielt
dieser zu seiner großen Überraschung einen Schied als
„Sonntag für einen Ausflug“, den er in einem Londoner
Blatt geschrieben haben sollte. Da er sich aber nicht er-
innern konnte, den betreffenden Auftrag verfaßt zu haben,
schickte er den Schied sofort zurück. Man schickte ihm ihm
indessen wieder, und als Erklärung folgten ein paar Zeilen
des Redakteurs, in denen dieser betonte, daß der Verfasser,
da er den Betrag richtig verdient habe, diesen auch nur ruhig
annehmen solle. Als der Schriftsteller schließlich den Auf-
trag genau durchlas, wurde es ihm klar, daß er ihn ent-
gegen seinem ersten Eindruck doch geschrieben hatte. Er
erinnerte sich nun, daß er in einer Nacht geträumt hatte,
er solle einen Ausflug dieses Inhalts schreiben. Im Traum
musste er dann aufgestanden sein und in schlafendem Zu-
stand den Auftrag geschrieben haben, was ihm über als das
Unbegreifliche erschien, war, daß er die Arbeit nicht nur
in einem Umfluge geleistet, sondern auch abgeschickt hatte.
Sobald er aber all das getan hatte, hatte er es vollständig
vergessen, und erst, als er auf Anordnung von seinem
Auftrag in der Zeitung las, konnte er sich erinnern, wie
er zugehen bekommen war.

Ein Ereignis, das ebenso unglücklich klingt, rief eines
Tages einem Arzt zu. Dieser hatte solange bei einem
Schmerzkranken gewacht, daß er schließlich zu werden begann;
er legte sich dann für eine Weile hin, trat aber vorher noch
der Krankenpflegerin auf, sie solle ihn unbedingt wecken,
falls im Befinden des Patienten eine Veränderung eintreffe.
Als der Arzt nach Verlauf von einigen Stunden erwachte,
bemerkte er sogleich mit großer Zufriedenheit, daß sich der
Zustand des Kranken auffallend gebessert hatte, als er
sich jedoch dann die Arzenei ansah, die auf dem Tische stand,
sah er zu seinem Erstaunen, daß es eine ganz andere war.

als er sie dem Kranken verschrieben hatte. Er befragte nun
die Schwester und erhielt zur Antwort, daß diese, als sich im
Laufe der Nacht im Befinden des Patienten Besseres einer
Veränderung gezeigt hätte, nach Lebensuntersuchung den Arzt
geweckt hätte. Dieser habe darauf den Kranken sorgfältig
untersucht, ihm eine andere Arznei gegeben und auch eine
ganz neue Behandlung vorgezeichnet. Von all diesem
aber hatte der Arzt nicht die mindeste Ahnung.

Was ist aus der Bastille geworden?

Daß die Bastille am 14. Juli 1789 von den französischen
Volk von Paris erklammert wurde, weiß ein Jeder. Dagegen
ist man gemeinhin im Unklaren darüber, was aus den riesigen
Trümmern der verfallenen Zwingsburg, die an Umfang und
Zahl der Gebäude eine gewaltige Festung darstellte, geworden
ist. Sie wurde bekanntlich von der wütenden Menge dem
Erdboden gleichgemacht, und derjenige, der am Morgen des
15. Juli mit der Spitzhacke das Zerstückern begann, war
der „Bürger Falloy“, den die Regierung in Anerkennung der
Verdienste, die er sich bei dem Bastillensurm erworben haben
wollte, offiziell mit der Niederlegung des Bollwerks der
Tyrannei betraut hatte. Die Aufgabe, die der Bürger Falloy
mit Unterstützung mehrerer Architekten zu lösen übernommen
hatte, war nicht eben leicht; das Gefälle der Bastille schon aus
der Tafel heraus, daß die Bastille eine Fläche von etwa
2600 Quadratmetern bedeckte und Türme von 96 Fuß Höhe
sowie Mauern von 6,5 Fuß Dicke erhielt. Falloy hatte
denn auch für das Unternehmen nicht weniger als 1200
Personen zu seiner Verfügung. Was geschah aber mit dem
Abbruchmaterial? Nun, Falloy war ein findiger Kopf.
Er verwandelte das Material zur Verfertigung von Miniatur-
modellen der Zwingsburg, die er von seinen Reisenden — er
hatte diesen zur größeren Ehre der Sache den Namen „König
der Freiheit“ beigelegt — an Privatleuten und Behörden gegen
Erfolg der Bestellungen in bar oder Naturalien überließ.
Er ließ es sich ferner angelegen sein, die Steine der Bastille zur
Errichtung von Denkmälern der im Dienste der Republik ge-
fallenen Helden zur Verfügung zu stellen und von diesen wieder
kleine Modelle herstellen zu lassen, die den Departements über-
wiesen wurden. Im Jahre 1791 ließ sich der findige Falloy
aber bereit genötigt, im Interesse der Räumung der Trüm-
merstätte „seiner“ Bastille die verschiedensten selbstgemachten
Gegenstände wie Zintenraster, Medaillen, Briefschlösser und alle-
lei Bijoutorien, anfertigen zu lassen. Als Marat zu Paris, das
nicht er die gute Gelegenheit, aus dem Material der Bastille
Einer ein Wandelen mit der Leinwand zu machen, die er
vorherben zu errichten, diesen nachzuahmen in verkleinertem
Maßstabe in der Provinz gegen den Abfall fanden. Kurz, Falloy
überflutete das Land mit seiner aus dem Bastillensmaterial
gearbeiteten „Steinobjekten“, und da der Vorrat gleich-
zeitig nicht zu Ende gehen wollte; war er schließlich glücklich,
sein Material bei Strophenplätzen und Brückenbauten
unterzubringen. Trotz seiner patriotischen Geschäftsbear-
tung erreichte aber auch Falloy das Schicksal, unter der
Aufsichtigung, die Abbruchrechnungen gefällig zu haben, ins
Gefängnis gesteckt zu werden, und er erlag dem sicheren
Tode nur durch das Dazwischentreten einflussreicher Ökonnen.
Aber um die Popularität des Mannes, dessen Anteil an der
Errückung der Bastille allerdings fraglicher ist als sein
Verdienst um die Niederlegung der Zwingsburg, war es von
Stunde an geschehen. Falloy starb, nachdem er hinter-
lassen sechs Register seiner Ergebenheit verfaßt hatte,
ohne daß ihm seine politische Anwartschaft fängenden
Ehne eingebracht hätte, am 19. Januar 1835 im Alter von
84 Jahren als Pensionär des König Ludwigs Philipps.

Bunte Zeitung.

Der Sieg der Blonden und ihre Zukunft.
Aus einer kleinen amerikanischen Statistik über den Sie-
gung der blonden Rasse in der Weltgeschichte sei hier der
großen Bedeutung des Problems willen folgende entnom-
men: Alle Präsidenten in der Geschichte der Vereinigten
Staaten, von George Washington bis zu Abraham Lincoln,
haben blonde Augen gehabt. Alle hervorragenden Herrscher
im Weltkriege, Hindenburg, Joffre, Dagg, Macdonald und
andere haben ebenfalls blonde Augen. Dies sind nur wenige

